

WALTER SCHMITHALS

Mehr als Erinnerung

Zum Briefwechsel zwischen Barth und Bultmann

□ Zu den Fragen, die sich dem Leser des kürzlich veröffentlichten und von Bernd Jaspert vorzüglich edierten Briefwechsels zwischen Karl Barth und Rudolf Bultmann (*Karl Barth – Rudolf Bultmann: Briefwechsel 1922 bis 1966*. Hrsg. von Bernd Jaspert. Karl Barth-Gesamtausgabe, V, Band 1. Theologischer Verlag Zürich 1971. XII und 376 S., DM 26,80) stellen, gehört die Erwägung, ob es wohl tunlich gewesen sei, diesen Dialog im Rahmen einer Gesamtausgabe der Werke Karl Barths zu publizieren. Vom Umfang der einzelnen Schreiben und vom Gewicht der theologischen Argumentation her läßt sich dies Vorgehen nicht rechtfertigen, besitzen doch die Äußerungen Bultmanns ein deutliches Übergewicht.

Daß Bultmann seine Zustimmung zur Publikation seiner Briefe und Postkarten nicht leichten Herzens gegeben hat, hängt freilich nicht mit diesem Ort der Publikation zusammen, sondern beruht auf der Scheu eines bescheidenen Menschen, zu einer „historischen“ Gestalt zu werden. Daß die Veröffentlichung im Gesamtwerk seines Briefpartners erfolgte, mag ihm die Zustimmung eher erleichtert als erschwert haben. Gehört es doch zu den nachhaltigsten Eindrücken des vorliegenden Dialogs zu beobachten, wie immerfort Bultmann der Werbende, Fragende, Einladende, Kontaktsuchende ist, bis an die Grenze der Selbstverleugnung: „Da Sie beharrlich schweigen, fürchte ich fast, daß Sie mich aufgegeben haben... Ich hoffe auch, Sie halten mich nicht für unbelehrbar; und deshalb wäre es mir schmerzlich, wenn Sie den Austausch ganz einschlafen ließen“ (68). „Ich bin Ihnen gegenüber der Empfangende, der Schüler, freilich ein kritischer Schüler. Aber wichtiger als die Kritik ist mir der Dank, den ich Ihnen schulde“ (82). Bultmann verspricht Barth den besten Oldenburgischen Tabak, wenn er doch einmal seine Zusage zu einem „Religionsgespräch“ in kleinem Kreise geben wollte; doch lockt er auch damit Barth nicht aus seiner Reserve.

Barth und Bultmann waren bereits während einer gemeinsamen Marburger Studienzeit 1908/1909 miteinander bekannt geworden und hatten sich bei den offenen Abenden, zu denen Martin Rade einlud, näher kennengelernt. An der berühmten Tambacher Tagung nahmen 1919 beide teil, Barth als Pfarrer in Safenwil, Bultmann als a.o. Professor in Breslau. Aber der erhaltene Briefwechsel setzte erst ein, als Barth 1921 die zweite Auflage seines *Römerbriefes* veröffentlicht hatte, die Bultmann in der *Christlichen Welt* ausführlich besprach und freundlich begrüßte, eine Tatsache, die Barth in der dritten Auflage das Merkwürdigste nannte, was seinem Buch seither widerfahren sei.

Damit beginnt ein in seiner Lebhaftigkeit wechselnder Austausch von Gedanken, der sich zunächst bis 1931 hin-

zieht und in dem Bultmann sich bis zuletzt als der Werbende erweist, Barth aber zunehmend distanzierter und kühler reagiert: von der Mitte der zwanziger Jahre an, weil er die Verbindung Heideggerscher Daseinsanalyse mit der „Theologie des Wortes“ beargwöhnt, verstärkt gegen Ende des dritten Jahrzehnts, als sich die Explosion innerhalb des Kreises um *Zwischen den Zeiten* anbahnt, ein Fakultätenstreit um den preußischen Kirchenvertrag von 1931 Barth und Bultmann dezidiert auf entgegengesetzte Positionen stellt und auch im „Fall Dehn“ — bei grundsätzlicher Übereinstimmung — beide nicht dieselbe Erklärung unterschreiben; aus dem Jahre 1932 liegt dann gar kein Brief mehr vor. Im Juli 1933 beginnt der Dialog von neuem. Bultmann begrüßt Barths Haltung im beginnenden Kirchenkampf, und angesichts der Kirche und Theologie drohenden Gefahr stellt sich die vertrauliche Nähe der frühen zwanziger Jahre wieder ein.

Im November 1933 weiß Barth mit Bonner Kollegen zur Besprechung der kirchlichen Situation in Marburg; er schläft unter Bultmanns Dach und bedankt sich für Bier und Pfeife, Gespräch und Bett. Er wünscht sich eine Abschrift der in Bultmanns Haus kursierenden lateinischen Übersetzung des Horst-Wessel-Liedes, zum Gaudium seiner Söhne. In dieser Nacht gesteht Barth, er habe eigentlich Bultmann auf der Seite der Deutschen Christen erwartet (151). „Es ist nun einfach durch die Tatsachen erwiesen, daß ich mich in diesem Fall verrechnet hatte und daß also auch in meinem grundsätzlichen Bedenken etwas nicht gestimmt haben kann“ (152). „Wie steht es also? Ist das Kriegsbeil zwischen uns begraben, und hätten Sie Lust zu kommen?“, fragt Bultmann (151). Und diesmal kommt Barth gerne wieder, „gänzlich aufgeschlossen und interessiert“, „ohne Mißtrauen“ (152).

Man weiß alles schon vorher

Auf dieser Basis kann man dann, freilich durchaus freundschaftlich, auch übereinander den Kopf schütteln, und beide Briefpartner tun dies reichlich. Bultmann erklärt, er könne die Predigten und Bibelstunden Barths nur schwer ertragen; „der Text wird von Ihnen nach dem Rezept einer Dogmatik abgefragt und redet nicht mit seiner eigenen Stimme. Nach wenigen Sätzen weiß man schon alles, was Sie sagen werden, und fragt sich nur gelegentlich: wie wird er das jetzt aus den folgenden Textworten herausbringen“ (162 f.). Barth revanchiert sich postwendend und schickt Bultmann einige Predigten zurück, die dieser ihm für die *Theologische Existenz heute* angeboten hatte. Er finde darin „nicht eigentlich Christus verkündigt, sondern... den glaubenden Menschen expliziert“ (164), und außerdem oder deshalb seien die Predigten auch langweilig.

Mit der Übersiedlung Barths in die Schweiz bricht Ende 1935 der erhaltene Briefwechsel ab, doch läßt Bultmann es sich nicht nehmen, bis zum Ausbruch des Krieges Barth mehrmals zu besuchen, von den deutschen Behörden mißtrauisch beobachtet. Barth bedankt sich schon 1945 mit einem Gegenbesuch in Marburg, während Bultmann zum erstenmal 1948 nach Basel reisen kann, woran sich noch einige weitere Besuche bei Barth anschließen.

Zu einem intensiven theologischen Briefwechsel aber kam es, kann man dem erhaltenen Material trauen, nur noch in Verbindung mit Barths 1952 erschienener Broschüre *Rudolf Bultmann – Ein Versuch, ihn zu verstehen*. Schon 1931 hatte Bultmann in dringender Bitte Barth aufgefordert, „daß Sie ihre Kritik an uns und Ihre Überzeugung von meinem Verrat an der Theologie öffentlich

aussprechen. Ich glaube, das wäre ein Dienst an der gegenwärtigen theologischen Diskussion“ (124). Damals antwortete Barth: „Fassen Sie es nicht als eine Geringschätzung Ihrer Arbeit auf, wenn ich Ihnen sage, daß mein sachlicher Gegensatz zu Ihnen nicht so im Vordergrund meines Bewußtseins steht, wie Sie denken, und nicht so, daß ich mich zu einer öffentlichen Aussprache darüber aufgerufen fühlte“ (128). Mehr als zwanzig Jahre später erfüllt er jedoch Bultmanns Wunsch, ohne daß es zum Einverständnis – Barth meint: nicht einmal zum Verstehen – kommt. Bultmanns ausführlicher Antwortbrief endet versöhnlich und beziehungsweise mit einem Figaro-Zitat: „Wie könnt ich denn zürnen? Mein Herz spricht für dich!“ (191), worauf Barth mit der Parabel vom Walfisch und vom Elefanten reagiert, die sich an einem ozeanischen Gestade in grenzenlosem Erstaunen begegnen: „Vergeblich, daß der Eine seinen Wasserstrahl haushoch emporschickt. Vergeblich, daß der Andere bald freundlich, bald drohend mit seinem Rüssel winkt. Es fehlt Ihnen an einem gemeinsamen Schlüssel zu dem, was sie sich, ein Jeder von seinem Element aus und Jeder in seiner Sprache offenbar noch so gern sagen möchten“ (196).

Bultmann resignierte nie

Bultmann wird mit diesem Bild nicht ganz einverstanden sein. Er hat, was das Verständnis zwischen Barth und ihm angeht, nie resigniert. Er hat sich ständig verständlich zu machen versucht und meinte auch, Barth im wesentlichen verstanden zu haben. Die Verständnisschwierigkeiten führte er vor allem darauf zurück, daß Barth seine Begriffe nicht genügend abkläre. Schon am Beginn der Korrespondenz steht Bultmanns Wunsch, „eine Verständigung, wenn möglich, zu erreichen“ (3), und die Schwierigkeit, sich mit Barth zu verständigen, erblickt er schon damals darin, daß Barth die Pflicht zur begrifflichen Klarheit nicht im gleichen Maße empfinde wie er.

Dieser zu Anfang der Korrespondenz nur formale Vorwurf (Barth: „worüber ja wirklich einiges zu sagen ist“ 42 f.) bekommt theologische Brisanz, als Bultmann sich einige Jahre später seine Begriffe von der Heideggerschen Daseinsanalyse geben läßt. Die daran sich anschließende Kontroverse ist bekannt; der vorliegende Briefwechsel trägt nichts Neues dazu bei, macht aber erneut deutlich, daß wir es mit der entscheidenden Kontroverse der beiden großen Theologen zu tun haben. Barth fürchtet, Bultmann sei im Begriff, „die Theologie aufs neue der Philosophie in die Hände zu liefern“ (101); er spiele „mit der Möglichkeit einer natürlichen Theologie“ (101) und wolle den Glauben erneut „als eine menschliche Möglichkeit“ begründen (100 f.). Barth fühlt sich bei Bultmann wie bei Brunner und Gogarten in das 19. Jahrhundert versetzt; sie alle haben die Absage an den alten Hexenmeister Schleiermacher noch nicht wirklich vollzogen (118), den Bultmann freilich, kühn genug, „in die Ahnenreihe Jeremia-Kierkegaard“ hineinstellt (12). Daß Barth, von solchen Genealogien unbeeindruckt, auf das verweist, was ihm auch „an Luther ungeheuerlich ist“ (84; 201), weiß man: auf die Anthropologisierung der christlichen Botschaft, auf das verderbliche Gott-von-unten-Denken. Indessen ist Barth doch mit Bultmann nie so hart verfahren wie mit den anderen Freunden der frühen zwanziger Jahre; sein „Nein“ blieb stets begleitet von dem zumindest erklärten Versuch, Bultmann zu verstehen, von der zweifelnden Frage, ob er ihn – in seinem „Nein“! – wohl richtig verstanden habe.

Es hat Barth nie eingeleuchtet, es blieb aber auch nicht ohne Eindruck auf ihn, wenn Bultmann immer wieder versichert, es ginge ihm darum, das *verbum externum* als Tat Gottes am *Menschen*, als Anrede des *Menschen* verantwortlich zu bedenken (178), und dazu bediene er sich der Kategorien der existentialen Analytik, weil, wie doch auch Barth nicht bestreiten könne, der Glaube eine ontologische (keine ontische!) Möglichkeit des Menschen sei (103). Bultmann hält sich bei alledem seinerseits mit kritischen Urteilen über Barths Theologie sehr zurück. Verständlicherweise; denn „ich meine jene von Ihnen ‚vor rund 30 Jahren‘ vollzogene ‚Umkehrung‘ nicht rückgängig zu machen, sondern den neuen Weg methodisch zu sichern“ (190). Eben darum unterliegt nur die Begrifflichkeit Barths, das Wie seiner theologischen Arbeit der Kritik. Bultmann spricht den Vorwurf des Offenbarungspositivismus nicht aus, aber er befürchtet ohne Frage, man könnte in der Nachfolge Barths die unbedingte Bezogenheit der Offenbarung in Christus auf den Menschen, des Menschen und seiner Geschichte auf die Heilstat Gottes erweichen und auf diese Weise erneut in die Fänge einer natürlichen Theologie, einer Theologie der Geschichte geraten, sobald der Theologe sich – wie könnte er darauf verzichten? – der Geschichte zuwendet.

Man kann diese Problematik an jenen wenigen Passagen unseres Briefwechsels beobachten, die sich mit dem Thema der politischen Ethik befassen. Am 9. 1. 1924 berichtet Bultmann seinem Briefpartner auf dessen Anfrage von einem Vortrag, den F. Siegmund-Schultze in Marburg gehalten hatte, und von seinem eigenen Diskussionsbeitrag dazu: Soziale Arbeit, so erklärte Bultmann in der Diskussion, setze, solle sie ernsthaft getrieben werden, ein politisches und wirtschaftliches Programm voraus, und dies Programm habe die Kirche nicht; der Kirche sei vielmehr das „Wort“ anvertraut, das auch den idealsten sozialen Zustand der Gesellschaft in die Krise führe. Der Theologe habe sich der sozialen Problematik zuzuwenden, damit er dies „Wort“ hermeneutisch verantwortlich seinem konkreten Hörer sagen könne; im übrigen habe er sich „wie jeder andere auch“ der sozialen Probleme anzunehmen, weil dies die Pflicht jedes Mitglieds der menschlichen *Societas* sei. Leider besitzen wir keine Antwort Barths, der wenige Wochen später in Marburg weilte, auf diesen Bericht Bultmanns.

Christliche Verkündigung und Politik

Erst 1934 begegnet ein verwandtes Thema, als Bultmann ein Manuskript von Günter Jacob mit der Empfehlung an Barth schickt, er möge diesen aktuellen Beitrag über „Christliche Verkündigung und politische Existenz“ in der *Theologischen Existenz heute* veröffentlichen. Dies lehnt Barth ab, weil „zwischen politischer Religion und politischer Ordnung auf keinen Fall *prinzipiell* unterschieden werden dürfe“ (146). Damit wird in der Tat ein Dissensus zwischen dem Reformierten Barth und dem Lutheraner Bultmann sichtbar, obschon Barth einräumt, daß „ich selbst das von Jacob behandelte Problem der politischen Aufgabe der Predigt in meinen Heften noch nicht – jedenfalls noch nicht explizit – in Angriff genommen habe“ (146). Das geschieht erst 1946 mit dem auch für manche Freunde Barths in vieler Hinsicht sehr problematischen Aufsatz über „Christengemeinde und Bürgergemeinde“, doch nimmt der erhaltene Briefwechsel nach dem letzten Krieg das Thema der politischen Ethik nicht wieder auf.

Indessen zeigt sich heute gerade an dieser Problematik, daß jeder der beiden Briefpartner die Eigenheiten im theologischen Entwurf des anderen nicht ohne Grund mit Argwohn betrachtet hatte. Daß Bultmanns Systematik allem Widerspruch aus Marburg zum Trotz letztlich eben doch nichts anderes als eine großartig in Szene gesetzte Anthropologisierung der Theologie sei, hat Barth unter Hinweis auf Bultmanns Schüler Herbert Braun und dessen Freunde mehr als einmal mit wehmütigem Triumph festgestellt. Wo Gott zu einer bestimmten Art der Mitmenschlichkeit und Jesus Christus zur Chiffre für das wird, was je und je durch mich geschehen soll, behält Barth mit seinem kritischen Urteil in der Tat rundheraus recht. Andererseits aber läßt sich auch nicht bestreiten, daß das Unkraut einer „Theologie der Revolution“ nicht zuletzt auf dem von Barth bestellten Acker gewachsen ist; und der Satz, ein Christ *müsse* Sozialist sein, wird ebenso wie die Forderung nach einem sozialistischen Theologiestudium heute von Barthschülern als die wahre Stimme ihres Herrn ausgerufen. Eine kollektivistische Anthropologisierung der Theologie anthropologisiert allemal nicht weniger als eine individualistische!

Wo anders stehen wir damit heute wieder als in jenem geistigen Milieu, von dem Barth sich im Verlauf des ersten Krieges abwandte, als er „einmal an der Lehre meiner sämtlichen theologischen Meister in Deutschland“, also an den „Liberalen“, irre wurde, „sodann am Sozialismus, von dem ich gutgläubig genug noch mehr als von der christlichen Kirche erwartet hatte“ (306). Damals begann Barth, „über den liberal-theologischen und über den religiös-sozialen Problembereich hinaus“ das Reich Gottes in seiner „Jenseitigkeit“ biblisch neu zu bedenken (307).

Zwei alte Herren lachen sich an

Nicht von ungefähr sprach Barth schon 1964 „unter vorübergehender Zurückstellung aller Altersweisheit“ aus, „daß es heute an Stelle alles weiteren Herumstolperns in der Sackgasse wieder einmal zu Entscheidungen kommen müßte: nicht identisch mit denen, aber auf der Linie derer und ähnlich denen, die vor mehr als vierzig Jahren in der Theologie fällig wurden und zu vollziehen waren“ (204). Die weitere Entwicklung hat ihm Recht gegeben, wenn auch Barth bei jener heute notwendigen Entscheidung genau wie vor vierzig Jahren zu seiner Überraschung Bultmann wiederum an seiner Seite sieht: unbegriffen, unerbeten, nach wie vor beargwöhnt, dennoch nicht abzuschütteln und unentbehrlich.

Im Grunde hat Barth es gewußt. In seinem letzten Brief an Bultmann berichtet er von einer ihm bis dahin unbekanntem Darstellung der Nativitas von Botticelli: „... unten drei sich gegenseitig umarmende Menschenpaare, eines davon zwei richtig alte Herren, die sich freundlich anlachen („Friede auf Erden...!“). Halten wir es... wie diese Beiden!“ (206).

Wie man hört, stehen heute die Söhne im Begriff, zwischen Revolution und Rauschgift das verblaßte oder gar verunstaltete Bild der Väter wiederzuentdecken. Die Theologie dürfte wohl wieder hinter der Zeit zurückbleiben. Aber auch sie wird noch einmal – wie vor vierzig Jahren – zwischen Revolution und Mitmenschlichkeit das biblische Wort neu entdecken, um das Barth und Bultmann ihren Dialog führten; dann nämlich, wenn sie sich selbst wiederfindet.

FRIEDRICH-WILHELM MARQUARDT

Predigt ist Gruß des Nächsten

Überlegungen zur Theologie des Wortes

HARALD SCHERF

Wer ist für die Inflation verantwortlich?

WILFRIED GUTH

Rückschlag für die Dritte Welt

Die Auswirkungen der Weltwährungskrise auf die Entwicklungsländer

TILEMANN GRIMM

Neue Politik am Pazifik

Wiederbelebung der chinesischen Reichsidee

Mut zu neuer Primitivität

Marginalien angesichts der gegenwärtigen Glaubenskrise

Plädoyer für die Frömmigkeit

Gespräch mit Bischof D. Hans-Otto Wölber, Hamburg

Evangelische Kommentare

**Monatsschrift zum Zeitgeschehen
in Kirche und Gesellschaft**

Dezember 1971 4. Jahrgang · Postverlagsort Stuttgart

12